



München, Hornung 2006

Jahrgang 57 / Folge 02

### Termine:

- BWJ-Volleyball-Turnier, 01.04.06
- Böhmerwaldfahrt BWJ Oftersheim, 13.-17.04.06
- Musisches Wochenende der BWJ, 20./21.05.06
- Sudetendeutscher Tag, Nürnberg, 02./04.06.06
- Kinderspiele, 15./16.07.06
- Jakobitreffen, 29./30.07.06

### Vom „Drahdwaberl“ und dem „Grauen End“

(Leo Hans Mally)

„Drahdwaberl Flusspapier“ . . . was das nur bedeuten mochte, das sie da sangen, wenn der Bombardon beim „Zwiefachen“ den Takt wechselte, dass die Fenster schepperten. Der Knabe, der sich heimlich im Dämmer davongeschlichen hatte und jetzt unter der Türe des „Gasthauses zum Osserhammer“ stand, schaute ernster drein als mancher der Tänzer, die jetzt ihre schweißsnassen Gesichter an die Köpfe der Dirndl pressten, denn die Musikanten hatten längst schon ei-

**!!! Achtung: Aus technischen Gründen ist der Einsendeschluss der 1. des Vormonats !!!**  
**e-mail: januschko@t-online.de**

nen langsamen „Schleifer“ angestimmt. Sobald aber wieder ein „Zwiefacher“ anhub, hüpfen ihnen die Füße davon, sie lachten und sangen dazu, vom Schuster und seinem Stuhl, vom Schmied, der nigelte und nogelte und vom „Drahdwaberl Flusspapier“. Das musste ein gar seltsames Wesen sein, dieses Waberl Flusspapier ...

Dem Knaben stand eine steile Falte auf der gekrausten Stirn und die kleine Dirn, die ihn jetzt heimholte, meinte ihn trösten zu müssen; doch er fuhr sie an, dass ihr die Worte erschrocken steckenblieben: „Sag lieber was das ist, das Flusspapierwaberl.“ Nach einer Weile erst verstand sie, was er meinte: Und sie sang ihm geduldig die seltsame Weise ein paarmal vor:

„Drah di Waberl Flusspapier stumpfata Besen tanz mit mir; links um rechts um übern Fuaß, bis der Janka oba muaß.“

Ja, aber was denn das „Flusspapier“ bedeute, so heiße doch kein Mensch auf der Welt, grübelte der Knabe. Und saß noch lange wach im Bett, hörte von

fern einen Juchzer und glaubte manchmal auch, dass der Klang von einem dieser seltsamen Tanzlieder ans reifschimmernde Fenster wehe, das im Mondschein funkelte.

Das war die erste eigentliche Begegnung des Försterbuben mit dem Fasching unterm Osser. Er hatte früher schon oft die Mägde vom Fasching wispern und lachen hören; er erinnerte sich auch, dass einmal der Vater in pelzverbrämter, von Goldschnüren blitzender Jacke und lustigen kurzen Hosen, und die Mutter in einem wunderschönen Farbenwirbel von Schleifen und Bändern, mit einer Flitterkrone im schwarzen Haar, winkend durchs Kinderzimmer gegangen waren; die Großmutter hatte ihn dann getröstet, Vater und Mutter wären nur als ungarisches Paar ins Bistritzer Schloss zu einem Maskenball gefahren. Aber den Fasching selber, den tanzenden, singenden, hatte er an jenem frühen Samstagabend das erste Mal erlauscht.

Und nun ging ihm das dumme

Waberl „Flußpapier“ nicht aus dem Kopf. Wenn das der ganze Fasching sein sollte, von dem sie so oft redeten ... Er sollte ihn später richtig kennenlernen, den Böhmerwaldfasching, wie er wohl nimmer durch die Wirtschaftstrampeln und tanzen wird, auch wenn das „Drahdwaberl Flußpapier“ nicht ausstirbt herüber, unter bayerischen Osser- und Arberhängen. Wenn Fasching war, daheim im Wald, hatten auch die Bräuche ein närrisches Gesicht. Nicht, dass da schon am Tag des heiligen Hilarius das Werken in den Wirtschaftshäusern angefangen hätte, wie anderwärts; der Mummenschanz blieb höchst um die eigentliche Fastnacht gerückt, wenn es auch öfter einmal eine Hochzeit gab und vom Eisenstraße Pfarrer sogar die Rede ging, dass er jetzt kaum noch Zeit hätte, sich die Virginier anzuzünden, vor lauter Brautleuten, Einschreiben, Verkünden und Trauen. Aber die närrische Zeit kam auch dem Waldler schon bald nach Dreikönig zwischen die Finger; sie ließ ihn allerhand tun, an das er sonst nicht dachte, und sie kicherte durch die Rockenstuben, wo sich die Spinnräder und die Mäuler emsig rührten. Die Abende wurden jetzt schon kürzer und die Weiberleute mühten sich, die Flachsrocken abzuspinnen, damit ihnen nicht „der Fasching drein kam.“ Hing am „gumperten Pfinsta“ noch ein Fetzen Werg am Rocken, bekam die faule Spinnerin ihr lebtaglang keinen Hochzeiter. Die Bäuerin schaute auch darauf, dass Rad und Rocken zumindest am „rußigen Freitag“ schon auf dem Dachboden gut versteckt wurden; denn wer in der hohen Faschingszeit über einen Spinnrocken schauen

musste, dem liefen im Sommer alle Schlangen über den Weg. In diesen närrischen Wochen schlüchelten die Hütbuben, die Vogelneestsucher, an jedem Dienstag früh gern in den Hühnerstall und schliffen ihre Taschenfeitel am Hühnerbarren; wenn sie dann am Faschingdienstag vor Sonnenaufgang unterm Tisch hockten und schöne, lockige Späne von einem fichtenen Klotz schnitzeln konnten, fanden sie im Sommer viel Nester. Bei jeder „Schoitn“, die sich so vom Klotz ringelte, nannten sie ein anderes Vogelneest: „Du bringst ein Dorngreilneest du ein Grasmückenneest du ein Baumhackelneest. . .“ Wenn einer aber dabei erwisch wurde, musste er die ganze komische Beschwörung um Mitternacht noch einmal probieren. Die Faschingstage waren wie die zwölf Losnächte auch richtige Wetterbringer. Und weil in dieser Zeit der Narren und Bettelmusikanten alles verkehrt und verdreht war, so fiel auch das „Wetterlos“ verkehrt: Der Faschingssonntag zeigte das Wetter fürs Grummet an, wie sich der Faschingmontag auftrat, wurde es ums Kornschneiden und am Faschingdienstag konnte man sich ausdifteln, wie das Wetter um's Heuget wurde. Dass dann die Narrheit um die Bräuche wie ein Schellengewitter scheppte, je mehr es dem Faschingsdienstag zugeht, darf einen nicht Wunder nehmen. Da hatten schon am „schmalzigen Samstag“ die Schnapsbrüder ihren Ehrentag; und weil da jeder ins Schnapsglas schauen sollte, damit ihn im Sommer nicht die Mücken plagten, hießen sie auch den größten Saurausch ein „Mückenduserl“ an diesem Tag. Die Jungen hielten einst auch den Faschingssonntag für ei-

nen närrisch dummen Tag; da durften nur die Alten auf die Tanzböden und die Jungen mussten zuschauen; aber sie hatten dann oft ein schadenfrohes Lachen im Gesicht, denn der „Alten“ Faschingsfreude blieb nicht rein: Die mussten beim „Zweifachen“, beim „Drahdwaberl Flusspapier“ und beim „Bayerischen“ so hoch hupfen als sie's vermochten, damit im Sommer Gras und Halm gerieten; und je höher der Bauer seine Bäuerin lupfte, desto höher blühte der Flachs. Das war oft härter, als eine Holzfuhr laden, denn manche Bäuerin hatte ein paar Zentner zusammengebracht in den Jahren, seit sie das erste Mal auf dem Tanzboden war. Drum wurde an diesem Tag auch der „Eintritt“ nach dem Gewicht geschätzt. Das war auch für den Kassierer kein Spaß; verschätzte er sich nach unten, schimpfte der Wirt; verschätzte er sich nach oben, schimpfte der Wirt noch mehr, weil er dann das Doppelte von dem, das er zu viel verlangt hatte, herauszahlen musste. Da kam so manche mit Polstern unterm Kittel angetanz; aber die Kassierer kannten schon ihre Kundinnen. Nur bei einer hätten sie sich arg verrechnet. Das war die Wirtin vom „Frischen Keller“, eine Wittib, der die Männer gern nachschauten. Die hielt alles für ein riegelsames, gut durchwachenes Weiberts; und sie schwenkte auch so daher, dass man's ja merkte, wie viel Holz bei ihrer Hüttn war. Einmal, an einem Faschingssonntag, hatte ihr Hansl an der Kasse sich bei einer „dicken“ Eisenstraße Wirtin vertan, die zum Gaudium aller die Röcke lupfte und ihre Federpolsterin zeigte. Als die Wirtin dann den Hansl grantig einen rechten Deppen

hieß, war der nicht faul und schrie, dass es jeder in der Tanzstube hörte, sie solle halt auch ihre sieben Kittel ausziehen, dann wäre sie die gleiche dürre Heugeigen wie die notige Eisenstraße Wirtin. Seit jenem Faschingssonntag hieß die resolute Wittib die „Siebenkittelwirtin“. Und der Name blieb ihr bis an ihr seliges End. Ist es auch das ganze Jahr nicht allzu fett zugegangen in den meisten Stuben, am Faschingssonntag hat es überall ein Schweinernes gegeben. Bei den Haferfürsten und Glasherrn soll einst sieben, ja sogar neuerlei Fleisch aufgetragen worden sein, erzählten die Leute; und von jeder Mahlzeit musste soviel übrig bleiben, dass man sich noch einmal hätte an den Tisch setzen können. Bei den großen Bauern hielt man sich auch noch nach dem Ersten Weltkrieg an den Spruch: „Zum Küchelbacken darf der Schmalzhafen nicht leer werden, sonst bleibt er das ganze Jahr leer!“ „Am Faschingsdienstag hinkt der Teufel im Wald umher“, sagten sie. Konnten aber nicht erklären, ob das von allzu sündigem, völlerischem Treiben abhalten sollte oder ob es hieß, dass der Schwarze nur darauf lure, allerhand Böses zu stiften, wo es gerade ging. Darum hielt man auch manchen Brauch, der Vieh und Haus vor des Teufels und der Hexen Anschläge schützen sollte. Der Knecht schüttete den Rindern am Morgen vor dem Füttern Branntwein in die Ohren, damit ihnen die Klauen nicht auswachsen. Die Bäuerin stutzte den Hühnern die Flügel und streute die Federn ins Nest, damit die Ludern nicht verlegten. Den ganzen Tag aber durfte dann nichts genäht werden im Hof, und die Bäuerin ver-

räumte Nadel und Zwirn; das Flügelstutzen gegen das Verlegen hätte nichts geholfen: „Weil man den Hühnern den Hintern vernäht, nimmt man am Faschingsdienstag eine Nadel oder einen Faden in die Hand.“ Vor dem Mittagessen spannte der Großknecht die Jungochsen das erste Mal ein und trieb sie, lag der Schnee noch hoch vor dem Leiterwagen, war's jedoch schon aperig, vor dem großen Holzschlitten dreimal ums Haus. Man glaubte nämlich, die Zugochsen würden dann so stark, dass sie ein Rossgespann an Stärke und Temperament aufwiegen. Am Faschingsdienstag konnte man auch seine Flöhe und alles Ungeziefer anbringen. Im Frühdämmern, wenn die Glocken zur Messe läuteten, musste man mit einem neuen Besen die Stube auskehren und zur Zeit des Evangeliums das Kehricht über die linke Schulter auf einen fremden Misthaufen schütten. So bekam der Besitzer des Misthaufens die ganze Brut, die daheim im Strohsack nistete. Aber es sollte einen niemand sehen dabei. Man musste auch rücklings gegen den fremden Misthaufen schleichen und durfte nicht einmal umschauen dabei. Der richtige Waldfasching aber, das war das Treiben der „Maschkerä“ am Faschingsdienstag. Toll und dämonisch waren diese Maskenzüge und muteten einen an wie uralte Fastnachtspiele oder wie ein waldlerisches „Haberfeldtreiben“. Viel Sinn und viel böser Spott lagen darin, und alles, was an Unfug, Dummheit und Schlechtigkeit im vergangenen Jahre geschehen war, wurde „ausgespielt“ und „vorgekehrt“. Da waren Gestalten in dem Zuge, die in ihrer gespensti-

schen Mummerei wie grausliche Dämonen daherfuhren: die „Stroh und Heunaren“, vergessene Akteure aus verschollenen Frühlingszaubern, die „alten Ruppbauben“, die gräuslichen „Schlumpeln und Schlampen“ und der „hinkende Jäger“. Die „Pflugschloipfa“ aber musste auch dabei sein; das waren ein strohener Mann und ein zerzupftes Heuweib auf einem großen Wagenrad, das auf zwei Schlittenkufen von einem Ochsen gezogen wurde. Und mitten im Zuge sprang die „Habergeiß“, ein grässlicher, hölzerner Ziegenkopf auf einem riesig langen Hals, der eine fetzenumwickelte Stange war: zwei, oft auch vier Burschen, die in einer fellbenähten Kotze den Ziegenleib darstellten, stießen den Geißkopf unter wüstem Geplär in die kreischenden Zuschauer. Den Beschluß bildeten immer die „Kapauner“: abenteuerliche Vogelmasken, die krähen und glucksend vor den Häusern sich scharten und dort eindrangten, wo sie ein kinderloses Ehepaar wussten. Das musste sich dann unter Gegacker und Spottkrähen in das „Große Kapaunerbuch“ eintragen. Viele aus dem Zug lärmten am Abend auch durch die Wirtschaftshäuser, wo es hoch herging und ein jeder sich so greislich hergerichtet hatte, als er's vermochte. „Hos'n und Kittl, dem Teufel z'schlecht, san no für an Maschkerä recht“ hieß es bei dieser „Narrenkirchweih“. Die tobte bis zum „grauen End“. Man hat einst im Böhmerwald auf eine seltsam gespenstische Weise den „Fasching begraben“. Um Mitternacht wurde in einigen Wirtschaftshäusern ein unheimlich stummer Kehraus gehalten. Da kam das „graue End“, meist ein baumlanger Kerl, mit einer aschgrauen

Holzmaske vor dem Gesicht, in graue, dicke Pferdekotzen gehüllt. Er ging von Tisch zu Tisch, schüttete schweigend die Gläser unter die Bänke und winkte dann den Musikanten, die mitten im Spiel abbrachen und heimgingen.

(Aus: „Der alte Böhmerwald“, gekürzt)

## **München Reise mit der Böhmerwald Sing- und Volkstanzgruppe München nach Oberplan anlässlich der Feierlichkeiten zum 200. Geburtstag von Adalbert Stifter**

(Fortsetzung)

Ich habe die Emotion im Gesicht von mehreren Leuten gesehen, als wir am morgen des 23. Oktobers früh in der St. Margareten-Kirche waren und an der Heiligen Messe teilgenommen haben. Sicherlich kann ich diese Gefühle verstehen, weil ich finde, dieses Land ist magisch. Allerdings, diese magische Wirkung kommt von alledem, was da selbst oder von den Familien erlebt wurde. Ich würde diese Gefühle der Böhmerwäldler zum Böhmerwald irgendwie vergleichen mit den Gefühlen der Deutschen in anderen Ländern zu Deutschland. Trotzdem ist es anders, die einen sind aus Deutschland freiwillig ausgewandert, meist zu einer ganz anderen Zeit als die Deutschen aus dem Böhmerwald, die vertrieben wurden, und heute ein ganz anderes Leben daraus gemacht haben. Leider, das einzige Manko der Reise war, dass die Böhmer-

waldgruppe nicht offiziell empfangen wurde, das heißt, wir waren halt einfach da und haben unsere Aufgaben erledigt. Wir gestalteten am Samstag Abend zusammen mit der Dudelsackmusik aus Strakonitz (Posumavska dudácka muzika, Strakonice) den Volkstumsabend, begleiteten bei einer Lichterwanderung die Künstlerin Frau Praxl durch den nächtlichen Stifterpark vorbei am Stifterdenkmal bis hoch zur Gutwasser-Kapelle – dort spielte dann als Überraschung jemand auf der Orgel, mitten in der Nacht -, besuchten am Sonntag den deutsch-tschechischen Gottesdienst, nahmen als Zuhörer an der Festveranstaltung mit allen Festrednern teil, sangen und musizierten im Stifter-Zentrum nach dem Mittagessen und verabschiedeten uns am Stifter-Denkmal. (In Brasilien werden insbesondere „ausländische Gruppen“ immer offiziell bei den Vertretern der Stadt empfangen.)

Aber immerhin war es eine schöne Reise und ich bin dankbar für die Einladung und dass ich so gut aufgenommen wurde.

An dieser Stelle möchte ich anmerken, dass die Erhaltung jeglicher Kultur in unserer Gesellschaft und damit auch in der Böhmerwaldgruppe sehr wichtig ist und gepflegt werden soll und muss. Dennoch sollte niemand etwas tun, nur um dem Brauch oder der Pflicht gerecht zu werden, sondern um Spaß und Freude und auch Freunde zu haben. Eine Volkstanzgruppe ist irgendwie etwas besonderes und bedeutet die Pflege der Gemeinschaft und Kontakt zu allen Generationen. Es belebt die Mitglieder und erhält

Sitte der Region, aus der die meisten Mitglieder abstammen. Der Anfang solcher Gruppen ist irgendwie die Liebe zum Tanzen, Musik spielen und Singen. Ich habe gesehen, dass das Vergnügen und das gesellige Vereinsleben sehr wichtig sind in dieser Gruppe. Man sieht, dass die Mitglieder der Böhmerwald Sing- und Volkstanzgruppe München singen, musizieren und tanzen, weil sie es lieben. Und es ist eine Erinnerung an die Familien, an das Land ihrer Herkunft und an die Vergangenheit. „Tief drin im Böhmerwald“, „Kein Herrgott kann's so wenden“ oder „Der böhmische Wind“ sind Lieder die darüber sprechen.

Diese Reise war nicht nur deswegen schön, sondern auch wegen der kulturellen Bereicherung für mich selbst durch alles, was ich gesehen, erlebt und mitgemacht habe. Es hätte nicht besser sein können: die Unterhaltung, die Gruppe, die kulturelle Bedeutung, das Wetter, das Land – alles war perfekt.

Elisangela Leitzke  
– Spitzname Lise

Brasilianerin mit deutscher Abstammung, Ausbildung in Tourismus, Geschichtsstudentin – z. Zt. in München und zu Gast bei der Böhmerwaldgruppe München

